Steinhäuser als Kleinkind, als Schüler am Computer, im Urlaub: *„Vielleicht war er all die Jahre überfordert und deswegen kreuzunglücklich,*

Das Spiel seines Lebens

Die Lehrer, die mit ihm nicht mehr klarkamen, schickten ihn fort. Die Eltern, die nichts von ihm wussten, gaben auf. Robert Steinhäuser, der Amokläufer von Erfurt, beschloss, mit einer Lüge zu leben. Kurz vor seiner Enttarnung tötete er nach dem Vorbild seiner Videos 16 Menschen – und anschließend sich selbst.

Der Tag der Rache begann um halb acht. Die Mutter ging durch den Flur nach rechts hinten, ins Kinderzimmer ihres Sohnes, und weckte ihn, denn sie wusste, „dass es dauert, bis Robert das zweite Bein aus dem Bett hat“. „Lasst mich bis neun schlafen, ich muss heute später los“, sagte Robert. Um neun Uhr schlurfte er endlich ins Bad, und nach dem Duschen ließ er wie immer seine Zahnbürste und das Handtuch herumliegen. Die Mutter stand in ihrer Küche und kochte Kaffee und schmierte Knackwurst- und Salami-Brötchen.

Die Englisch-Prüfung sei heute dran, sagte Robert, als er in die Küche kam; das waren sehr viele Worte für einen wie ihn. Englisch, das wussten die Eltern oder das glaubten sie zu wissen, war ein Problemfach, und deshalb nahm der Vater seinen Jungen in den Arm; der aber sträubte sich, wie immer bei seinem Vater, denn Berührungen gestattete er nur seiner Mutter und seiner Katze Susi.

JENS-ULRICH KOCH / DDP

Dann suchte Robert seine Jacke, die schwarze, und als er sie nicht fand und in der Waschmaschine vermutete, brüllte er herum. Der stille Robert. Hätten die Eltern solche Kleinigkeiten als Zeichen deuten, hätten sie Verdacht schöpfen können? Oder müssen?

Dann verabschiedete der Vater seinen Sohn ins schriftliche Abitur: „Jetzt geht’s um die Wurst. Streng dich an!“ Robert zog die Holztür mit dem Keramikschild „die Steinhäusers“ hinter sich zu, es war 9.45 Uhr am 26. April 2002, und den Eltern fiel auf, dass ihr Sohn nichts dabei hatte, keinen Rucksack, keine Tasche.

Hätten sie nicht spätestens jetzt, endlich, etwas ahnen können? Müssen? Wäre der Amoklauf von

Tatort Gutenberg-Gymnasium
„Nur die Besten sterben jung“

wir haben das doch nicht geahnt“

Erfurt an diesem Morgen des 26. April, um viertel vor zehn, noch aufzuhalten gewesen? Wäre zu diesem Zeitpunkt noch zu verhindern gewesen, dass dieser vorvergangene Freitag zu einem jener Tage wird, an denen ein ganzes Land für ein paar Minuten oder Stunden gleichsam schockgefriert?

So jedenfalls wurde er zum Tag eines Verbrechens, das es so noch nicht gegeben hatte, nicht mal in Amerika und natürlich nicht in Deutschland, nicht in einer Schule und nicht durch einen so jungen Täter. Dieser Rachefeldzug mit 17 Todesopfern war eine unfassbare Tat, verübt von einem schwer fassbaren Massenmörder – von einem jungen Mann, an dem die Lehrer verzweifelten und die Eltern sowieso.

„Wir haben nichts gesehen“, flüstert die Mutter, Christel Steinhäuser, 52, zart und zierlich, Bubikopf, die Daumenknöchel in die verheulten Augen gedrückt.

Denn es gab keine Englisch-Prüfung, und es gab kein Abitur für Robert Steinhäuser. Seit fast einem halben Jahr war er schon nicht mehr zur Schule gegangen.

ZDF

Trauerfamilie Steinhäuser*: *„Ein grauenhafter Fehler“*

„Wir haben versagt, natürlich haben wir versagt“, murmelt der Vater, Günter Steinhäuser, 52, grau melierter Vollbart, Lederweste, mit den Fingern an der Lesebrille zupfend.

Nach zehn Minuten war Robert an diesem Freitag wieder da. „Ich habe meine Stifte vergessen“, sagte er, marschierte in sein Zimmer und verschwand aufs Neue.

Es vergingen zwei Stunden. Für das Ehepaar Steinhäuser, seit 25 Jahren verheiratet, waren es zwei besondere Stunden. Der Vater, der unter Multipler Sklerose und Diabetes leidet, war krankgeschrieben, die Mutter hatte frei, und darum kauften sie bei Real zusammen für das Wochenende ein. Die beiden sind gern zusammen, immer noch; all die Meldungen aus den Tagen nach dem Amoklauf, die Berichte über eine zerrüttete und getrennte Familie sind, jedenfalls, so weit man das von außen beurteilen kann, ziemlicher Unsinn.

Die Ursache für die Katastrophe liegt tiefer. Viel tiefer. Die Ursache liegt im Schweigen, darin, dass niemand wirklich hinsah, die Lehrer nicht, die nur einmal in der Ottostraße hätten anrufen müssen, die Eltern nicht, die dort ihren Sohn nicht mehr erreichten und irgendwann aufgaben. Und die Ursache liegt in einer Lüge, die nicht mehr aufrechtzuhalten war.

Die Eltern saßen wieder im Auto auf dem Rückweg vom Real, als sie die Nachricht von einer Schießerei im Erfurter Gu-

* Vater Günter, Bruder Peter, Mutter Christel am vergangenen Freitag als Zuschauer der Gedenkveranstaltung auf dem Erfurter Domplatz.

Kleinkind Robert, Vater: *„Misstrauen gab es da nicht“*

tenberg-Gymnasium im Radio hörten. Sie wählten Roberts Mobiltelefonnummer, aber er nahm nicht ab. Sie riefen zu Hause an. Die Großmutter, die eine Etage tiefer wohnt, ging ans Telefon und erzählte, sie habe um halb elf Uhr gesehen, wie Robert das Haus verlassen habe, mit einem Rucksack. Und mit einer Zigarette in der Hand. Robert, der Nichtraucher.

Es war ein Verdacht. Es war dieses furchtbare Gefühl, dass irgendetwas nicht stimmte. Aber was?

Das Gymnasium, Roberts Gymnasium, ist nur einen Kilometer von der Ottostraße entfernt. Sein Schulweg führte nach links in die Rudolfstraße, vorbei am Ärztehaus, dem Straßenbauamt und dem Landesrechenzentrum, den Hügel hinauf, den Hügel hinab, vorbei am Bundesarbeitsgericht und der Konditorei Enders, die im Schaukasten ihre Torte des Monats April, „Joghurt light“, preist. Und nun rasten Polizeiwagen in Richtung Schule, und Schüler flüchteten in die andere Richtung.

Aber Robert war nicht unter den Flüchtenden, Robert kam auch dann nicht, als alle Schüler längst draußen waren. Die Eltern fürchteten, dass ihm etwas passiert war, und sie riefen Peter an, Roberts großen Bruder, und der raste in die Ottostraße.

Peter ging in Roberts Zimmer. Er stieß mit dem Fuß an die schwere Reisetasche, und da, sagt Peter Steinhäuser, 25, „habe ich schon gewusst, dass das nichts Gutes wird, was ich jetzt mache“. In der Tasche lagen Hunderte Schuss Munition. „In meinem ganzen Leben habe ich noch nicht so gezittert“, sagt Peter Steinhäuser. Auf Roberts Schreibtisch lagen die Quittungen für den Waffenkauf, und alles hier war aufgeräumt, zum ersten Mal; normalerweise lagen rund um den Computer die Pizzareste und die Disketten herum, und normalerweise war das Bett mit der Coca-Cola-Decke zerwühlt. Heute nicht.

GEORG NOWOTNY / ACTION PRESS

Robert (v.) mit Nachbarstochter
„Ein ganz anhängliches Kind“

Er sollte die Quittungen finden, glaubt Peter. Die Quittungen für die Waffen waren Roberts Abschiedsbrief.

„Durch einen ehemaligen Schüler des Gymnasiums wurden acht Lehrerinnen, vier Lehrer, eine Sekretärin, eine Schülerin, ein Schüler und ein Polizeibeamter getötet. Das Verbrechen hat weltweite Medienbeachtung gefunden“, heißt es in einem Bericht des Innenministeriums des Freistaats Thüringen.

Es war 13 Uhr an diesem 26. April 2002, als Peter Steinhäuser wusste, dass der Massenmörder sein Bruder war. „Und dann gehen Sie mal nach nebenan und erzählen Ihren Eltern, was Sie gerade gefunden haben“, sagt Peter Steinhäuser.

DIE TRAUERNDE STADT

Erfurt wirkt, als wäre es von einem Modelleisenbahner entworfen worden. Ruhig bis zur Lautlosigkeit, mit Straßenbahnen, die an Patrizierfassaden und Fachwerk entlangkriechen, einem Renaissancebrunnen samt Obelisken, einer Zitadelle und einem Oberbürgermeister, der aus-

sieht wie ein fröhlich alt gewordener Hollywood-Star.

OB Manfred O. Ruge hat es geschafft, eine gute Portion der Aufbaugelder für Thüringen in seine Stadt umzuleiten. Erfurt ist gepflegter als Berlin, schöner als Hamburg, ungekünstelter als Tübingen, vom Krieg verschont, vom Sozialismus nicht zur Modellstadt verdammt. Erfurt ist eine Stadt im menschlichen Maß.

Als während der Pressekonferenz am vorvergangenen Sonntag ein Reporter die Schülerin Michaela Seidel aus der 12. Klasse des Gutenberg-Gymnasiums fragt, was sie dem Täter gegenüber empfinde, antwortet die junge Frau: „Soll ich ihn hassen? Oder Mitleid haben? Das wäre beides eine Genugtuung für ihn. Ich möchte gar nichts für Robert Steinhäuser empfinden."

In der Woche danach fühlt Erfurt sich sehr leer und sehr taub an. Die Stadt gleicht einem gewaltigen Friedhof mit Blumenbergen, Kerzen, Fotos und Briefen, die sich überall zu großen Haufen schichten. Sprachlosigkeit frisst sich durch die Stadt: Je mehr die Ahnung vom Ausmaß der Tat ins Bewusstsein der Menschen sickert, desto unbegreiflicher wird das, was sie eigentlich zu begreifen versuchen.

Die Schule ist zur Kaiserzeit gebaut worden. Das Gutenberg-Gymnasium ist eine Burg des Lernens mit Erkern und Wetterfahne. Mit weit geöffneten Flügeln steht die Schule etwas oberhalb der Stadt. „Lerne um zu leben", mahnt der rechte Seiteneingang, „Lebe um zu lernen", korrigiert der linke. Robert Steinhäuser kam von hinten, wo die gelben Mülltonnen stehen und die Autos.

Die Luft ist feucht, und von der Kleingartenanlage gegenüber riecht es nach den Blüten der Apfelbäume. „Nur die Besten sterben jung", steht auf einem Stück Karton im Blumenmeer, und oben im Fenster hängt noch immer das „HILFE"-Schild, das Schüler am 26. April gegen die Scheibe geklebt haben.

Es gibt Reporter in Erfurt, die den Erfurtern den Hass auf die Medien, auf alle Medien beibringen; Kameramänner etwa, die Fotos von Opfern vom Blumenberg klauen.

Es gibt Lehrer und Schüler, die schweigen wollen. Schweigen und weinen.

Aber es gibt andere, denen es hilft, über das zu reden, was war.

Dass Lutz Pockel noch am Leben ist, verdankt er der Tatsache, dass er am Freitag, dem 26. April, kurz vor elf Uhr, nicht im Klassenraum, sondern in der Aula des Gutenberg-Gymnasiums war. Es ist Zufall, dass Yvonne-Sofia Fulsche-Baer starb, die Lehrerin, die im Erziehungsurlaub und nur zur Klausuraufsicht in der Schule war. Und es ist Zufall, dass Lutz Pockel lebt.

Robert Steinhäuser kam im Mai vergangenen Jahres in Pockels Grundkurs Physik – weil er zurückgestuft worden war, „freiwillig", wie alle Lehrer betonen, auch

BILD ZEITUNG

Schüler Robert
„Höflich und strebsam"

wenn das sehr nach „Kündigung im gegenseitigen Einvernehmen" klingt. Lehrer Pockel kann sich an keinen Schüler erinnern, zu dem er einen so schlechten Draht gehabt habe, mit dem so wenig Kommunikation möglich gewesen sei wie mit Robert Steinhäuser.

ROBERTS WELT

Als er zwei Jahre alt war, blieb seine Mutter, Kinderkrankenschwester in der Erfurter Hautklinik, zu Hause, damit er nicht in die Krippe musste. Der Junge „war ein ganz anhängliches Kind", sagt Christel Steinhäuser, „er musste beschützt werden, damit er seinem Bruder nicht ständig unterlegen war". Das Kind konnte nur schlafen, wenn die Mutter durch die Gitterstäbe hindurch seine Hand hielt.

Als er acht Jahre alt war, baute er in seinem Zimmer Modelle von der „Titanic" oder vom „Raumschiff Enterprise". Robert verehrte Captain Kirk, und er wollte Astronaut werden. Anders als sein Bruder Peter ging Robert nicht auf die Straße, zum Bolzen. Die Eltern ließen sich von Freunden aus dem Westen Lego-Steine schicken. „Wir wollten doch kreatives Spielzeug", sagt der Vater. „Ich habe ihm vorgelesen", sagt die Mutter. „Felix der Pinguin" war Roberts Lieblingsbuch. Der Junge konnte nur schlafen, wenn er zu seinen Eltern ins Ehebett kriechen durfte.

Als er 14 Jahre alt war, bekam Robert Steinhäuser eine Katze, die schon in seinem Bett schlief, wenn er noch seine Ballerspiele am Computer machte. Dann kroch er zu Susi.

„Die Pubertät", dachte seine Mutter, als ihr Sohn 16 Jahre alt war und allmählich verstummte.

„Wie war dein Tag?"

„Ganz okay."

Danke für das Gespräch.

Und jetzt kleben drei graue Siegel-Streifen der Polizei an der verschlossenen Tür zum Kinderzimmer, in dem ihr Sohn die Morde so gewissenhaft geplant hatte. Und im Wohnzimmer gegenüber kauern Günter und Christel Steinhäuser eng nebeneinander auf dem grünen Ledersofa, zusammengefallen, so als ob ihre Muskeln nur noch zum Zittern taugten. „Wir hätten es doch merken müssen", stammelt der Vater und verschluckt die Vokale: „Warum haben wir's nicht gemerkt?"

Christel und Günter Steinhäuser gingen, so erzählen sie, 1989 zu den Montagsdemonstrationen gegen die Staats- und Parteiführung der DDR. Sie machten ihre Wahlzettel ungültig. Sie übten zaghaften Protest. Sie kennen auch dieses Unbehagen, das viele Menschen im Osten spürten, „diese ständige Flexibilität, dieses Ver-

CHRISTIAN SEELING / AP

Wohnhaus der Familie Steinhäuser
Antik-Möbel und Spitzendeckchen

Sohn Robert, Mutter Christel auf Teneriffa
Abstand von den Eltern

Familie Steinhäuser im Urlaub*
„Such dir einen Kumpel“

lieren aller Wurzeln“, wie der Vater klagt, aber sie fassten Tritt im vereinigten Deutschland. Er arbeitet als Elektroingenieur bei Siemens, sie im Schichtdienst in der Hautklinik. Sie bezogen eine Vierzimmerwohnung in dieser Gründerzeitvilla in der Ottostraße, unterm Dach, hundert Quadratmeter.

Und Günter Steinhäuser war ein ziemlich eifriger Elternvertreter. Er fuhr mit auf Klassenfahrten, und wenn Kinder auffällig waren, ging er zusammen mit dem Klassenlehrer zu den Eltern. „Ich habe versucht, mit Eltern zu beraten, wie man etwas wieder geradebiegen kann“, sagt er und weiß, wie grotesk das heute klingt. Ein Sorgenkind wie seinen Sohn hat es in Erfurt noch nie gegeben.

Nach der Grundschule schickten die Steinhäusers ihren Robert auf die Haupt- und Realschule, die in Thüringen Regelschule heißt – doch nach einem Jahr meldeten sie ihn wieder ab. Sie waren geschockt, denn die Lehrerinnen hatten von Messern auf dem Schulhof erzählt und von Prügeleien und Drogen. „Wir dachten, nichts wie weg hier“, sagt der Vater. Roberts Zensuren waren in Ordnung; „er ist ein höflicher und strebsamer Schüler“, stand im Zeugnis der fünften Klasse, und darum kam er aufs Gutenberg-Gymnasium.

„Ein grauenhafter Fehler“, sagt die Mutter heute. Der erste von vielen grauenhaften Fehlern in dieser Geschichte einer schrecklich normalen Familie.

Die Mutter sah, dass Robert schlechte Noten nach Hause brachte, dass er ernster wurde und verschlossener. „Robert darf die Freude an der Schule nicht verlieren. Er muss eine richtige Arbeitstechnik finden“, stand im Zeugnis der neunten Klasse. „Vielleicht war er auf dem Gymnasium all die Jahre überfordert und deswegen kreuzunglücklich. Wir haben das doch nicht geahnt“, sagt die Mutter. Denn Robert schwieg.

Und Robert floh. Gegen die Proteste seiner Eltern legte er sich einen Gameboy zu, und nachts sah er fern. Als er 14 Jahre alt war, kaufte er sich von dem Geld, das er zur Jugendweihe bekommen hatte, seinen ersten Computer, und den rüstete er ständig nach. Am Ende hatte er einen Pentium-II-Rechner, dazu Lautsprecher, so genannte Booster, für authentische Schussgeräusche, dazu Scanner und 17-Zoll-Monitor. Das alles stand auf einem weißen Metalltisch auf Rollen – Roberts Altar.

20 Euro Taschengeld gaben ihm seine Eltern im Monat, 40 Euro die Großeltern. Manchmal putzte Robert zu Hause die Fenster, das brachte 25 Euro. Er gab nicht viel aus, nicht für Klamotten, nicht für Mädchen. Der Vater hatte eine Kontovollmacht, „Misstrauen gab es da nicht“, sagt er. Als Robert anfing, größere Summen abzuheben, immer wieder mal 250 Euro, sagte er, dass er das Geld auf ein Sparbuch überwiesen habe. Wegen der Zinsen.

„Heute wissen wir, wofür das Geld war“, sagt der Vater. Am Ende, am 26. April, hatte Robert noch 7 Euro auf seinem Sparbuch und 100 Euro auf dem Girokonto.

Wenn die Eltern damals die Tür zum Kinderzimmer öffneten, Eiche-Furnier mit

* Links: 1996 mit Mutter Christel auf Zypern; rechts: 1998 auf Teneriffa.

Geschwister Robert (r.), Peter (2001): *„Beschützt, damit er dem Bruder nicht unterlegen war“*

Messinggriff, betraten sie eine bizarre Welt. Alles lief gleichzeitig, Computer, Fernseher, Videorecorder, und Robert hockte da und starrte auf den Bildschirm und hörte nur das, was aus seinen Kopfhörern kam.

Es war eine Scheinwelt, natürlich, es war eine brutale Welt, auch das, aber für Robert war es die bessere Welt.

Die Musiksammlung des Robert Steinhäuser enthielt CDs von Gute-Laune-Gruppen wie Ace of Base, und sie enthielt Werke der Metal- und Teufelsanbeter-Fraktion, neben zwei CDs der US-Band Slipknot zum Beispiel Platten von System of a Down oder Entombed. Die Gruppe verehrt Luzifer als „Chief Rebel Angel“, und zu ihren erfolgreichsten Songs zählen Titel wie „Living Dead“ oder „Seeing Red“.

Und während er sich dieses Zeug anhörte, saß er an so ziemlich jeder Waffe, mit der sich Menschen töten lassen. Robert übte mit Pistolen, halb- und vollautomatischen, mit Pumpguns, Granatwerfern, Kanonen und Präzisionsgewehren. In seiner Dachkammer schlitzte er Bäuche mit dem Kampfmesser auf, und er durchbohrte seine Gegner mit Pfeilen; er äscherte sie mit Molotow-Cocktails und Flammenwerfern ein, atomisierte sie mit Panzerkanonen, und das alles tat er, ohne selbst Angst spüren zu müssen.

Als Polizisten nach dem Amoklauf Roberts Zimmer filzen, finden sie Strategiespiele wie „Homeworld“, Schießorgien wie „Hidden & Dangerous“ – und mindestens sechs indizierte Spiele, die für den Versandhandel gesperrt sind und Minderjährigen nicht in die Hände fallen sollen.

Unter Steinhäusers Baller-Titeln ist das Brutalste und Bestialischste, also das Begehrteste, was die Erfinder von Einzelkämpfer-Spielen je auf den Markt geworfen haben. Zum Beispiel „Half-Life“, ein so genannter Ego-Shooter, mit dem Robert über die Mündung seiner Waffe auf seine Opfer sah. Wie man im Laufschritt mordet, konnte er auch in seinen indizierten Spielen „Return to Castle Wolfenstein“, „Commandos – Behind Enemy Lines“, „Alien versus Predator“ und „Soldier of Fortune“ trainieren, nirgendwo aber so perfekt wie im Cyber-Epos „Medal of Honor“.

Wenn dort Lieutenant Mike Powell am D-Day am Omaha Beach landet, ist nur der finale Treffer ein guter Schuss; je mehr Kopftreffer, desto besser. Dass eine Statistik am Ende aufführt, wo die Projektile in die Körper eingeschlagen sind, hält die Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften für „äußerst problematisch“, denn dadurch werde das „gezielte und kaltblütige Töten eingeübt“.

Es war so etwas wie ein Entwurf für den 26. April.

Das perfekte Trainingslager.

Von Zimmer zu Zimmer, von Flur zu Flur musste der Killer Robert Steinhäuser in seiner virtuellen Computerwelt vordringen, immer eine Stufe höher, und er musste Türen öffnen und Treppen hinaufsteigen und wieder hinab, und deshalb wirken diese Spiele im Nachhinein wie eine Blaupause für den realen Massenmord.

Es wirkt, als hätte Robert Steinhäuser, maskiert und verkleidet wie ein „Ninja“-Kämpfer, an jenem Morgen in den Gängen und Treppenhäusern des Gutenberg-Gymnasiums das letzte und das größte Spiel seines Lebens gespielt, so lange, bis ihn der Lehrer Rainer Heise beim Namen nannte und auf die Erde zurückholte.

Steinhäuser-Katze Susi
Immer pünktlich den Napf gefüllt

DIE WÜTENDE STADT

Ihr Verhältnis zum Tod, sagt die Notärztin Gabi Wirsing, 54, sei von Berufs wegen eher „professionell“. Seit 1986 macht die blonde Erfurterin den Job, und sie hatte geglaubt, schon alles gesehen zu haben, was ein Mensch ertragen kann. Der Notruf mit der Einsatznummer 20688 aber sprengte den Rahmen. Den Rahmen ihrer Erfahrungen, den Rahmen des Vorstellbaren, den Rahmen dessen, was Menschen für möglich halten.

Zwischen zwei Zügen aus der Menthol-Zigarette sucht die Ärztin nach Worten.

MICHAEL HUGHES (L.); SVEN DÖRING / VISUM (R.)

Mitgliedereintrag beim Schießclub Kalkreiße, Waffengeschäft „Frankonia“: *Von einer ABM-Kraft für den Schützenverein geworben?*

„Wie eine menschliche Naturkatastrophe war das“, sagt sie dann.

Als ihr Mercedes-Notarztwagen NEF 1/82/2 um 11.13 Uhr das Gutenberg-Gymnasium erreichte, wurden Wirsing und ihr Rettungsassistent abgefangen und mit einem Polizeibus zum linken Nebeneingang der Schule gefahren. „Wenn geschossen wird“, rief ein Polizist noch, „nichts wie raus und Köpfe runter.“

Noch bevor das Sondereinsatz-Kommando (SEK) am Tatort war, bugsierten ein paar Erfurter Streifenbeamte mit grünen Uniformen und Maschinenpistolen die Notärztin ins Schulgebäude. Auf dem linken Treppenabsatz lag der Polizist Andreas Gorski in „Halbseiten-Bauchlage“ in seinem Blut. Die Notärztin prüfte Puls und Augenreflexe – Gorski war bereits tot. Robert Steinhäuser hatte hinterrücks auf den Beamten gefeuert, als der dabei war, seine schusssichere Weste anzulegen.

Wirsing nahm Gorskis Dienstwaffe aus dem Holster und gab sie einem Polizisten. „Damit der Amokläufer sie nicht kriegt, wenn ihm die Munition ausgeht“, sagte sie.

Unter Deckung rannte das Rettungsteam ins Schulsekretariat. Überall sah es Patronenhülsen auf dem Steinfußboden. Vor dem Empfangstresen im Büro lag die stellvertretende Schulleiterin Rosemarie Hajna tot auf dem Rücken. Sekretärin Anneliese Schwertner saß noch am Schreibtisch, den Kopf auf der Tischplatte, wie schlafend. Und überall war Blut.

„Die Situation war sehr, sehr unwirklich“, sagt Wirsing und beschreibt, wie plötzlich ein Schuss durch die Flure knallte. „Auf den Boden“, befahl ein Polizist, „und niemandem die Tür öffnen!“ Minuten des Wartens. Die Notärztin gab einen ersten Bericht an die Leitstelle durch, im Flüsterton, per Handy. Dann, irgendwann, kam ein Polizist herein und führte sie zu einem Sterbenden auf das Treppenpodest zwischen erster und zweiter Etage.

„Wie heißen Sie?“, fragte Wirsing den Mann. „Wir müssen doch wissen, wen wir im Krankenhaus wieder gesund machen.“ „Hans Lippe“, flüsterte der Sterbende und dann nur noch: „Die Luft geht weg.“ Die Ärztin und ihr Assistent arbeiteten wie Maschinen. Sie legten Infusionen, um den Kreislauf zu stabilisieren, intubierten den Patienten und begannen mit einer Herzmassage. Aber dabei merkten sie, dass Lippes Bauch voller Blut war. Das Einzige, was Wirsing noch tun konnte, war, den Mann, den seine Schüler „Lippchen“ nannten, ohne Schmerzen sterben zu lassen. Sie sprach mit ihm und injizierte ihm das Schmerzmittel Phentanyl.

Im zweiten Obergeschoss, im Klassenzimmer 208, lagen die Leichen der Schüler Ronny Möckel, 15, und Susann Hartung, 14, zwischen umgestürzten Bänken. Der Junge hatte einen tödlichen Schuss in den Bauch erlitten, das Mädchen mehrere Schüsse in den Rücken. Vor der Tür war ihre Lehrerin zusammenbrochen; als sie versucht hatte, dem Mörder den Weg zu versperren, hatte Robert Steinhäuser offenbar durch den Türspalt in die Klasse gefeuert.

Und dann war da Robert Steinhäuser. Im Vorbereitungsraum Kunst, einem Zimmerchen, das mit Regalen voll gestopft ist, lag er auf dem Fußboden. Halb auf der Seite, neben seiner Pumpgun, die er auf den Boden gelegt hatte. Er muss sich die Pistole in den Mund gesteckt haben, bevor er abdrückte. Sein Kiefer war zertrümmert. Dann muss ihm die Pistole aus der Hand gefallen sein; sie lag zwischen seinen Beinen.

Menschen wie Gabi Wirsing taten an jenem Morgen, was sie tun konnten, aber eine Frage bleibt: Hätte irgendjemand mehr tun können?

Die Stimmung unter den Erfurter Streifenpolizisten ist lausig – „wir sind ja doch nur Kanonenfutter“, heißt es. In der Einsatzzentrale, in die man gern auch „weniger fähige“ Kollegen abschiebe, wie ein Beamter erzählt, soll es am 26. April gleich mehrere Pannen gegeben haben.

Obwohl der Hausmeister bei seinem Notruf von „Schüssen im Schulhaus“ gesprochen habe, seien die Streifenpolizisten, die zur Schule geschickt wurden, nur über „eine Straftat im Gutenberg-Gymnasium“ informiert worden. Gefahr? Bewaffnete Täter? Kein Wort davon.

Wäre es also vermeidbar gewesen, dass auch noch der Beamte Gorski starb?

Andererseits: Kann man verlangen, dass nach einem solchen Notruf alle Räder ineinander greifen, fehlerlos, ganz so, als hätte irgendwer mit dem rechnen können, was im Gutenberg-Gymnasium geschah?

Es hat natürlich mit Hilflosigkeit und Verzweiflung zu tun, dass nun viele Menschen klagen. Was ist wahr und was nicht, wer trägt Mitschuld, und wer ist nur Opfer? Wenn eine ganze Stadt trauert, gibt es vermutlich zwangsläufig auch eine Mischung aus Gerüchten und Neid, Misstrauen und Kritik.

An den Beratungstelefonen beschweren sich viele Erfurter darüber, dass die unvermeidliche Polit-Prominenz die öffentliche Anteilnahme für den Wahlkampf nutzt. Kultusminister Michael Krapp etwa wollte alle Opferfamilien aufsuchen, ohne Begleitung, ohne Presse, ohne Blumen, allein und in aller Stille – doch Ministerpräsident Bernhard Vogel kam ihm zuvor und machte aus der Aktion eine Betroffenheitsshow.

Und auch die Stimmung im Kollegium des Gutenberg-Gymnasiums ist lausig. Noch immer sind einige Lehrer und Schüler davon überzeugt, dass es einen zweiten Täter gab, einen, der mit den Flüchtenden aus dem Gebäude gerannt sein muss, einen also, der nun frei durch Erfurt laufe.

Dieses Gerücht geht darauf zurück, dass um kurz nach elf, unmittelbar nach Beginn des Amoklaufs, mehrere Sechstklässler in den Keller zu Schulbibliothekarin Margrit Kampe geflohen waren. Und dort berichteten diese Kinder, da oben seien zwei vermummte Männer, einer heller, einer dunkel gekleidet, beide hätten Pistolen in der Hand, und der eine habe auch noch was auf dem Rücken gehabt – wohl die Pump-

gun. Drei der Sechstklässler setzten sich sofort an den Computer und hielten ihre Beobachtungen fest, und obwohl die Geschichte vom zweiten Mann offiziell als erledigt gilt, fragen die Polizisten bei den Freunden Robert Steinhäusers sehr dezent, was es damit auf sich haben könnte – sie seien immer noch unsicher.

Die Lehrer des Gutenberg-Gymnasiums erzählen auch, dass sie „durch Befragungen untereinander feststellen mussten, wer noch lebt und wer nicht".

Die Verwandten der erschossenen Kollegen mussten von ihnen, den traumatisierten Überlebenden, unterrichtet werden. „Wir können nicht geben, weil wir selbst noch nehmen müssen", sagt Physiklehrer Pockel.

DER KAMPF MIT DEM KIND

Es ging immer ums Schießen, es ging immer um Gewalt", sagt der Vater. Er schimpfte, drohte, schrie. Es änderte nichts; der Vater kam an den Sohn nicht mehr heran.

Die Steinhäusers versuchten es mit Gesprächen, dann mit Zwang: Der Vater baute eine Sperrvorrichtung an das Fernsehgerät; pro Stunde musste Robert eine Mark einwerfen, sonst ging das Gerät aus.

Robert lernte trotzdem nicht, er machte längst keine Hausaufgaben mehr.

„Er saß immer vor dem Computer. Das war wie eine Sucht", sagt die Mutter. Einmal riss Christel Steinhäuser vor Verzweiflung alle Kabel aus den Wänden und den Geräten und versteckte sie. Robert suchte alles wieder zusammen und kaufte noch neue Programme dazu.

„Es gab diese Auseinandersetzung, dass er sich das einteilt, Fernsehen, Computer, Schule. Das hat Robert nicht beherrscht", sagt der Vater. Und wenn er von dieser grünen Couch aufsteht, geht er so schleppend, als könnte er jeden Moment hinfallen.

Im Wohnzimmer sind die alten Fachwerkbalken zu sehen. Die Steinhäusers haben ihr Zuhause mit Antik-Möbeln dekoriert, mit einer alten Nähmaschine, und auf den Tischen liegen weiße Spitzendeckchen, und an den Fenstern kräuseln sich weiße Rüschengardinen. In den Regalen stehen Kristallgläser, eine alte Bibel und ein paar Kochbücher, und auf dem Beistelltisch liegt der Otto-Katalog. Es gibt einen Kamin mit Glasverkleidung, es gibt Trockensträuße und Strohgebinde, aber es gibt keine Spur von Robert: keine Fotos, keine Scherenschnitte, keine Kinderzeichnungen. Und die Steinhäusers sitzen da und schweigen minutenlang, und nun ist es so still, dass das schwere Ticken der Eichenstanduhr unerträglich wird.

Die Mutter, die mitten im Satz abbricht, wenn ihr Mann zu reden beginnt, wuchs auf dem Bauernhof auf, in Nohra bei Nordhausen, dort, wo ihr Sohn seine schönsten Ferien verbrachte. Robert habe seine Mutter ganz besonders geliebt, sagt Günter Steinhäuser, der Vater, „er hatte immer ein gutes Verhältnis zu seiner Mutter".

„Was sagst du denn? Wir wissen doch, dass all das nicht gestimmt hat", sagt sie.

Abends, wenn sie im Bett liegen, ist es am schlimmsten, weil sie dann das Entsetzen anspringt, diese Hilflosigkeit, weil sie nichts wieder gutmachen können, weil sie nicht mal um ihren Sohn trauern können, weil ihr Sohn in den Minuten vor seinem Tod zum Mörder wurde.

„Wir haben alles falsch gemacht", sagt die Mutter wieder und weint.

Robert, der Weiche, der sanfte Robert. Der doch nur seine Gefühle nicht mehr ausdrücken konnte, der es nicht schaffte, erwachsen zu werden. Und dessen Mutter sich freute, wenn die Kumpels hinter der Kinderzimmertür mit ihm so albern kicherten. Für sie war er bloß einer dieser pubertierenden Teenager, der Abstand von den Eltern halten wollte.

Der große Bruder nahm den kleinen mit zum Handballtraining, auf Drängen der Mutter. „Er sollte sich mal bewegen, mit Kumpels zusammen sein", sagt sie. Es funktionierte, scheinbar. Im Handballclub SSV Erfurt-Nord stand Robert bald im Tor. Er war kein guter Spieler, nicht besonders gelenkig und nicht wirklich mutig, wenn ihm die Kreisläufer entgegensprangen. Aber er nahm die Jüngeren in Schutz, wenn sie gepiesackt wurden.

Ehrgeizig sei er nie gewesen, sagen die Eltern. Phlegmatisch. Antriebslos. Er habe auf kaum etwas Lust gehabt, nur auf die verdammten Computerspiele. „Mach was, streng dich an", sagte der Vater; „du musst doch was lernen", sagte die Mutter. Dass er möglicherweise depressiv war, dass er nicht nur ein paar Worte, sondern professionelle Hilfe gebraucht hätte, die Eltern allein nicht leisten können, sahen sie nicht.

Nicht damals.

SPIEGEL TV

Gymnasiast Steinhäuser (r.)*: *Seht ihr, wie kalt mich das lässt?*

Als Robert 18 Jahre alt wurde, schenkten sie ihm ein Poster der Tennisschönheit Anna Kurnikowa; er hasste es. Und sie schenkten ihm das Geld für die Fahrschule; den Kurs sollte er in den Sommerferien machen. Robert träumte von einem Mustang, dem Flitzer aus dem Actionfilm „Nur noch 60 Sekunden", aber er schaffte es nicht, sich den Erste-Hilfe-Schein rechtzeitig zu besorgen, und als die Fahrschule ihn deshalb abwies, trat er gegen den Bürgersteig und schimpfte auf die „Scheißbürokraten". Danach sprach er nie wieder über den Führerschein.

So ähnlich ging es mit dem Urlaub. Bis vor zwei Jahren war er mit seinen Eltern zusammen gefahren, nach Zypern, in die USA, nach Teneriffa. Als ihm auch das keinen Spaß mehr machte, suchten die Eltern im Internet nach Jugendreisen. „Da haben wir

* Im September 2001 mit Requisiten für eine Schülertheater-Aufführung.

Maske als Machtverstärker

Psychologen glauben, dass Vermummte leichter töten.

Tatort Erfurt, die Sekunden vor dem Amoklauf: Mit der Sturmhaube, die sich Robert Steinhäuser in der Schultoilette über den Kopf zieht, schlüpft er in eine Rolle, die er Hunderte, die er Tausende Male übernommen hat: Er sieht jetzt aus wie einer dieser Schnellfeuer-Schützen aus seinem Computerspiel „Counterstrike“.

Denn auch bei der Terroristenjagd in der Kampfzone Internet trägt der Mann am Abzug eine Maske, wie sie die Polizisten von Spezialeinsatzkommandos benutzen. Auch dort sieht der Schütze seine Gegner nur durch einen Schlitz, auch dort tötet er ohne Gesicht und ohne Gnade.

Die Maske als Verbrecherutensil: Es gehört zu den einfachsten Erkenntnissen der Polizeipsychologie, dass sich Täter nicht nur vermummen, um später in keiner Fahndungskartei aufzutauchen. Die Überziehmütze, sagt der Bonner Psychologe Thomas Busch, Spezialist für Täterprofile, kann die Hemmschwelle zum Töten senken. Im Fall Steinhäuser, glaubt Busch, machte sie den Mann zur Maschine.

Tatsächlich steht die Sturmhaube in der Bildsprache des Spiels „Counterstrike“ für einen Präzisionstechniker des Tötens, und auf den Fluren des Gutenberg-Gymnasiums wird das Stück Stoff vor Steinhäusers Gesicht zu einer Deckung, aus der auch er wie ein perfekter Killerroboter operiert. Beherrscht und präzise, unnahbar und ohne menschliche Regung erschießt er Lehrer um Lehrer.

CINETEXT

Killer „Darth Vader“ *„Alles rennt weg“*

„Die Maske gab ihm Sicherheit“, vermutet die Stuttgarter Polizeipsychologin Susanne Seitz, „er konnte dahinter seine Gefühle verbergen, er konnte Distanz zu seinen Opfern halten.“

Damit erfüllt die Vermummung bei Steinhäuser einen ganz anderen Zweck als bei üblichen Straftaten. Sie ist nicht vergleichbar mit der Strumpfhose, die sich ein Bankräuber überstreift, auch nicht mit der Maskierung des 15-jährigen Andreas S., der unerkannt entkommen wollte, nachdem er 1999 in Meißen seine Lehrerin erstochen hatte.

Und auch das Phänomen, das Demonstranten nach den jüngsten Berliner Mai-Krawallen wieder beklagten, hat offenbar andere Wurzeln. Dort ließen sich zwar einzelne Polizisten in der Anonymität, die ein Helm mit heruntergeklapptem Visier schafft, offenbar zu Haudrauf-Attacken hinreißen. Doch über die Stränge schlagen auch solche Beamte nur, weil sie hoffen, namenlos zu bleiben.

Bei Steinhäuser dagegen spricht nichts dafür, dass er unerkannt davonkommen wollte, umso mehr für die Deutung der Psychologen Seitz und Busch, dass er glaubte, hinter einer Maske sein Vorhaben besser durchziehen zu können.

Vermummter Terroristenjäger in „Counterstrike“: *Kein Gesicht, keine Gnade*

Vielleicht aber wollte er auch einfach nur cooler aussehen, so wie Massenmörder in Spielfilmen. Vor allem in Horror- und Action-Streifen, wie sie Robert Steinhäuser gern sah, gehören Masken zur Requisite der Killer. Ganze „Ninja“-Horden ziehen durch das Metzelgenre, und mit den Film-Psychopathen, die man an Gummimasken („Fantomas“), Ledermaulkörben („Hannibal Lecter“) oder Stahlhauben („Darth Vader“) erkennt, könnte man gleich mehrere Landeskrankenhäuser füllen.

Auch in vielen Schockern geht es nicht darum, die Identität des Mörders zu verschleiern, sondern nur um ein Maximum an Angst und Schrecken. „Ich setze mir die Maske auf, und alles rennt weg“, beschreibt Seitz die Wirkung.

Die Maske, ein Machtverstärker – Steinhäusers Amoklauf war zu Ende, als er dem Lehrer Rainer Heise ohne Sturmhaube gegenüberstand. „Da hat die Hemmung eingesetzt“, glaubt Psychologe Busch. Der Mörder war offenkundig am Ziel – als er die Maske noch einmal überzog, tat er es nur noch, um zu sterben.

JÜRGEN DAHLKAMP

gesagt: ‚Such dir einen Kumpel und zieht zusammen los.‘ Das hat ihn aber auch nicht interessiert“, sagt die Mutter.

Robert rauchte nicht, Robert tanzte nicht, Robert hatte keine Freundin. Wer war er?

Ein Monster, ein jämmerlicher Psychopath, der Kassettenhüllen aus dem „Video Buster“ am Juri-Gagarin-Ring klaute, ein terroristischer Schläfer in eigener Sache? Könnte man denken, einerseits.

Andererseits gab es da einen scheuen Jungen, der den Futternapf seiner Katze Susi füllte, pünktlich auf die Minute. Und wenn seine Mutter ihn um einen Gefallen bat, war er der aufmerksamste Sohn, den sie sich wünschen konnte; einkaufen, Müll raustragen, stets war er hilfsbereit.

„Still war er“, erzählt sein Schulkamerad Falko Kuhnt, 19, „und auf Abstand bedacht – aber kein Stück aggressiv.“

„Er war unsicher“, sagt sein einstiger Stammkurslehrer Rainer Heise.

„Höflich und freundlich war er“, sagt seine einstige Lehrerin Martina Holland, „als ich ihm mal sagte, dass ich mir Sorgen mache um ihn, hat er verlegen gelächelt.“

Je mehr man über Robert Steinhäuser erfährt, desto mehr kann man den Eindruck gewinnen, man hätte es mit zwei, drei verschiedenen Menschen zu tun. Mit einer multiplen Persönlichkeit. Oder einer schizophrenen?

Die meisten kannten den Schul-Robert. Einen Jungen, der tagein, tagaus in schwarzen Jeans und schwarzer Lederjacke über schwarzen Sweatshirts auftrat, einer Montur, die nichts verrät, einer Rüstung. Tadel, schlechte Noten quittierte der Schul-Robert mit einem Achselzucken. Seht ihr, wie kalt mich das lässt? „Bullshit“, sagt ein Mitschüler, „war so ein Lieblingswort von ihm“, und Robert sprach es aus, als würde er die zwei Silben ausspucken.

Gute Zensuren, hübsche Mädchen, Erfolge im Sport – all das, was das Wertesystem seiner Schulkameraden ausmachte, für Robert Steinhäuser war es Bullshit. Er war dieser Schüler, der immer allein sitzt. Der im Unterricht einschläft, die Arme auf dem

Pult verschränkt, den Kopf auf die Arme gestützt, leise schnarchend. Er war der Junge, der sich nicht verliebt, auch mit 17, mit 18 nicht, in diesem Alter, in dem alle Sinne auf Empfang stehen.

Alles *Bullshit*?

„Ich sage es ungern“, sagt Rainer Heise, „aber meiner Einschätzung nach war Robert Steinhäuser kein besonders intelligenter Junge – er lag deutlich unterm Schnitt.“

Es ist bezeichnend, dass Robert Steinhäuser den eifrigsten Einsatz seiner ansonsten ruhmlosen Schulkarriere zeigte, als er gemeinsam mit vier anderen Schülern ein paar Szenen aus Sophokles' „Antigone“ einstudieren sollte. Die Jungs hatten die Idee, die Tragödie ins Mafia-Milieu zu verlegen – und hier war Robert Steinhäuser, der Bühnenbild und Kostüme entwarf, sehr eifrig dabei.

„Es war erstaunlich“, erinnert sich sein Mitschüler Falko Kuhnt, damals betraut mit der Rolle des Kreon, „wie viel Robert dazu einfiel, was wir anziehen sollten, während wir den Text aufsagten.“

Niko K., der Klassenclown, war sein bester Kumpel. Mit ihm zelebrierte er seine düsteren Abende vor dem Computer: Ego-Shootings im Cyberspace, dazu die dumpfen Beats des Death-Metals. Nur Niko präsentierte er stolz seine Waffen und die Munition im Kinderzimmer. Niko war auch bei ihm, am letzten Abend, den Robert Steinhäuser erleben sollte, dem Donnerstag vor Erfurts schwarzem Freitag.

Niko und Robert gehörten zu einer seltsamen Clique. Peter E. etwa zählte noch dazu, ein belesener Typ, eine Art Redner gegen die Lehrerschaft; und Robert H., ein scheinbar braver Bub, der seine wilde Seite in einer Death-Metal-Band auslebt; und

Tod in der Schule Mutmaßlicher Ablauf der Erfurter Amoktat

1 Kurz vor 11 Uhr betritt **Robert Steinhäuser** das Gutenberg-Gymnasium.

2 Er zieht sich in der Schultoilette um. In „Ninja“-Kluft, mit Pistole und Pumpgun, beginnt er seinen Amoklauf.

Vermutlich stürmt Steinhäuser zunächst ins Schulsekretariat und ermordet dort als erste

3 **Anneliese Schwertner,** die **Sekretärin,** an ihrem Schreibtisch.

Dann richtet er die „Glock“-Pistole auf die

4 **stellvertretende Direktorin Rosemarie Hajna** und erschießt auch sie.

Wahrscheinlich systematisch von unten nach oben durchsucht Steinhäuser nun das Gebäude nach Lehrern.

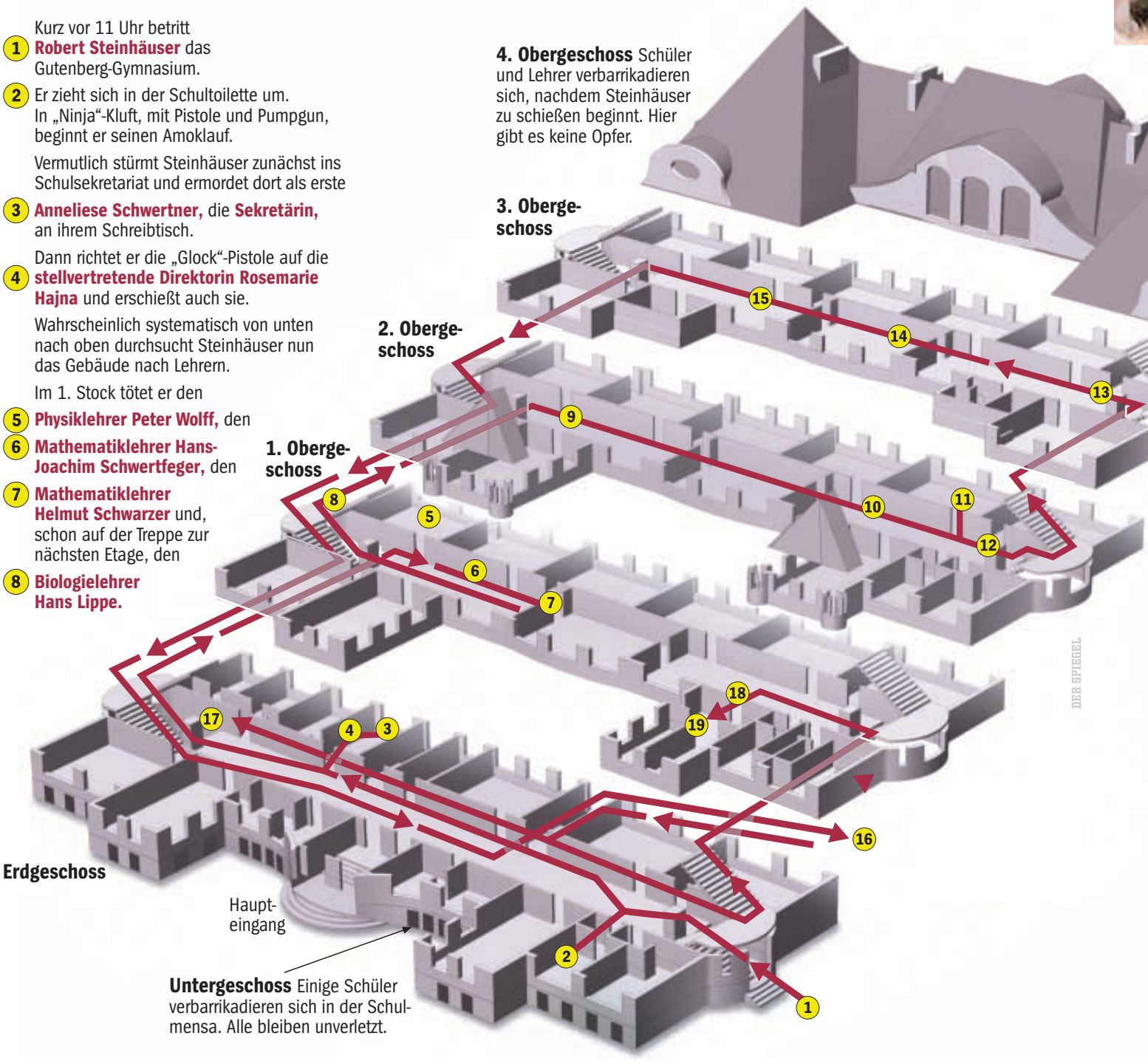
Im 1. Stock tötet er den

5 **Physiklehrer Peter Wolff,** den

6 **Mathematiklehrer Hans-Joachim Schwertfeger,** den

7 **Mathematiklehrer Helmut Schwarzer** und, schon auf der Treppe zur nächsten Etage, den

8 **Biologielehrer Hans Lippe.**



STEPHANIE PILICK / DPA

Geschichtslehrer Heise*: *„Du musst mir in die Augen sehen“*

Im 2. Obergeschoss trifft er auf die
9 **Deutschlehrerin Monika Burghardt** und die
10 **Kunstlehrerin Gabriele Klement** und bringt beide kaltblütig um.

Hier sterben auch die Schüler
11 **Susann Hartung** und **Ronny Möckel** durch Schüsse, die Steinhäuser in den Klassenraum R 208 abfeuert.

Im 2. Stock tötet er zudem die
12 **Französischlehrerin Yvonne-Sofia Fulsche-Baer.**

Im 3. Stock fallen ihm dann die
13 **Biologielehrerin Heidemarie Sicker,** die
14 **Referendarin Carla Pott** und die
15 **Deutschlehrerin Heidrun Baumbach** zum Opfer.

Steinhäuser rennt nun wieder nach unten und zum Hinterausgang. Hier trifft er offenbar zum ersten Mal den Geschichtslehrer Rainer Heise, läuft an ihm vorbei und erschießt vermutlich zu diesem Zeitpunkt auf dem Parkplatz die
16 **Kunstlehrerin Birgit Dettke.**

Zurück im Gebäude, ermordet er im Bereich des Seiteneingangs den
17 **Polizisten Andreas Gorski,** bevor er noch einmal in den 1. Stock hinaufsteigt.

18 Dort begegnet er Heise zum zweiten Mal. Der Lehrer stößt den Amokläufer in einen Vorbereitungsraum und schließt ab.

19 Hier richtet **Robert Steinhäuser** sich schließlich selbst.

der Lehrersohn Robert S., immer wieder lustig frisiert. Einige der Jungs guckten zusammen Filme wie Mike Mendez’ „Killers“, in dem gleich zu Beginn zwei Maskierte mit Pumpguns in ein Haus eindringen und alles abknallen, was sich bewegt. Ein Menschenleben, so behauptet der Film, ist nicht mehr wert als die Patrone, mit der man es beendet.

Manchmal traf sich Roberts Gang auch auf dem Domplatz, auf dem vergangenen Freitag hunderttausend Menschen trauerten, und sie guckten den Mädchen nach, oder sie zogen durch Kneipen. Ihr Bermuda-Dreieck bestand aus dem Drogeriemarkt Müller, wo sie nach billigen Spielen suchten, dem Plattenladen Saturn und der Videothek Video Buster.

Und diese Clique war Robert Steinhäusers Raum der Ruhe. Hier durfte er sein, wie er war, verschlossen und einsilbig, denn hier war das cool. Es gab keine Nachfragen, keine Diskussionen. „Es ist erschreckend, wir wussten von Robert nahezu nichts“, sagt Peter E.

Einige aus der Clique organisierten Netzwerkpartys, so genannte LANs, Local Area Networks. Der Vater erlaubte Robert, dass die Jungs für ein Wochenende in einer leer stehenden Wohnung in der Ottostraße 40 die Computer zusammenschlossen und online spielten. „Es ging Tag und Nacht und wieder nur ums Schießen, Leute, die hinter Ecken hervorkommen und abgeschossen werden. Da hab ich sie rausgeschmissen“, sagt Günter Steinhäuser.

Über die Zukunft sprachen sie selten. „Was mit Computern“ wollte Robert machen, aber mehr sagte er nicht. Der Vater suchte Ausbildungswege für Computerberufe zusammen, aber Robert winkte ab. Die Mutter bekniete den Sohn, sich doch wenigstens eine Zivildienststelle zu suchen; zur Bundeswehr wollte er ja nicht, seit ihm ein Kumpel erzählt hatte, wie anstrengend die nächtlichen Märsche seien.

Die Hoffnung, dass er die Schule schaffen würde, hatten die Eltern da längst aufgegeben. „Machste eben keinen Abschluss, geht ja auch“, sagte die Mutter.

„Ich hab ja das Abitur auch nicht“, sagt der Vater.

Übersteigerte Erwartungen haben diese Eltern nicht gehabt, aber sie halfen auch nicht. Es scheint, als hätten sie Robert in einen Alltag mit Kaffee und Kuchen gesteckt und gehofft, dass alles irgendwie gut gehen würde. Wie bei Millionen anderen Kindern auch.

„Ich dachte wirklich, er hat keine Sorgen“, sagt der Vater. Seine Frau sieht ihn zweifelnd an. „Er hat uns nur nicht vertraut“, sagt sie.

DAS TODESURTEIL

Es solle ja keine Entschuldigung sein, sagt der Vater, aber es sei dennoch wahr: Beim Elternsprechtag in der 11. Klasse habe er gewartet, bis alle gegangen waren, und dann habe er zum Klassenlehrer gesagt: „Wenn es etwas gibt, rufen Sie mich bitte an. Auch wenn es schlechte Nachrichten sind. Ich kann das aushalten.“

Es gab keinen Anruf. Bis zum 26. April nicht.

Und Robert hatte sehr schlechte Noten. Er sei faul, sagten die Lehrer, mache die Aufgaben nicht; er könne zwar erzählen, aber nicht auf Fragen antworten, und deshalb erzähle er irgendetwas, nur nicht das Richtige. Einmal sollte er ein Referat über Gutenberg halten; er schaffte zwei Sätze, sagte „Bullshit“ und setzte sich wieder.

Doch statt Hilfe gab es Demütigungen. Ein Lehrer sagte: „Man muss doch an Wunder glauben, wenn man meint, dass der das Abitur schafft.“

Die elfte Klasse machte Robert noch mal, „weil er das Gefühl hatte, er packt es überhaupt nicht“, wie die Mutter sagt. Während der elften Klasse versuchte er, an einer Gesamtschule die Prüfung zum Realschulabschluss zu machen, aber sehr schnell gab er auf. Die Eltern hofften. Worauf?

Robert versteckte seine Antriebslosigkeit hinter einer barschen Fassade, und das neue Schuljahr lief nur wenig besser als das alte. Dann schwänzte er. Und um das Schwänzen zu verstecken, fälschte er Atteste.

„Auf die Schliche“ sei man Robert gekommen, als sich beim feuchten Überwischen der Arzt-Atteste, der Stempel und Unterschriften keine Schmierspuren gezeigt hätten, erzählt Martina Holland, seine Lehrerin aus dem Deutsch-Leistungskurs. Also riefen Lehrer den vermeintlichen Arzt an, und der war sich sicher, dass ein Patient namens Robert Steinhäuser „nie bei ihm gewesen war“.

Dann ging alles ziemlich schnell, und möglicherweise ging es ein bisschen zu

* Umringt von Schülern bei der Trauerfeier am vergangenen Freitag.

Robert Steinhäuser bei der Jugendweihe (1997): *„Mach was, streng dich an“*

schnell. Joachim Koch, Roberts letzter Stammkursleiter, erzählt, dass Robert im September 2001 zu einem Gespräch mit einem Fachlehrer, der Schulleitung und dem Kurssprecher gebeten worden sei. In seiner Gegenwart habe man beschlossen, ihn an eine andere Schule zu verweisen.

Im Schulgesetz des Freistaats Thüringen steht, dass für den Fall, dass „Erziehungsmaßnahmen“ keinen Erfolg erzielten, „eine schriftliche Mitteilung“ an die Eltern gehen solle. Und „bei schweren oder häufigen Pflichtverletzungen muss ein Hinweis erfolgen“. Die Zuweisung an eine andere Schule beschließe das Schulamt; „den Antrag stellt der Schulleiter auf Beschluss der Lehrerkonferenz“.

Der Schulpsychologische Dienst des Schulamtes wurde im Fall des Robert S. nicht eingeschaltet. Eine Schulkonferenz hat es für Robert S. nie gegeben. Die sei, so Lehrer Koch, „rechtlich auch nicht nötig“ gewesen, „weil es sich ja um eine Urkundenfälschung gehandelt hat“. War die im strafrechtlichen Sinn wirklich bewiesen?

Steinhäuser, sagt Vize-Schulamtschef Wolfram Abbe, sei ja gar nicht von der Schule geworfen worden, man habe ihm lediglich die Möglichkeit eröffnet, an einem anderen Gymnasium das Abitur zu machen; ein Verbleib am Gutenberg-Gymnasium sei wegen des „gestörten Vertrauensverhältnisses“ nicht mehr möglich gewesen.

Das klingt ganz, als versuche da jemand ungeschickt ein Vertuschungsmanöver .

Selbst Thüringens Kultusminister Krapp schreibt am vergangenen Donnerstag, gänzlich unverblümt, an Roberts Eltern, ihr Sohn sei „von der Schule verwiesen worden“.

Kollegen wie dem Physiklehrer Pockel wurde „Ende November oder Anfang Dezember“ eher lapidar mitgeteilt, dass Robert Steinhäuser nicht mehr Schüler des Erfurter Gutenberg-Gymnasiums sei.

Es war ein hektischer Rauswurf ohne Netz und ohne Boden, und für Robert war es so etwas wie ein Todesurteil. Es war die endgültige Niederlage. Und der Anstoß zur Tat.

LEBEN MIT DER LÜGE

Am 2. Juli 1996 wurde Jean-Claude Romand zu lebenslänglicher Haft verurteilt. Der Mann aus dem französischen Prévessin hatte seiner Familie und seinen Freunden 18 Jahre lang vorgespielt, ein erfolgreicher Arzt zu sein; in Wahrheit verbrachte er 18 Jahre lang seine Tage auf Parkplätzen und mit Spaziergängen. Kumpels und Verwandte gaben ihm, dem angeblich so Welterfahrenen, 2,5 Millionen Francs. Und dann, als der Schuldenstand zu hoch und das Gestrüpp aus Lügen zu dicht war, als er kurz davor stand aufzufliegen, da tötete Romand seine Frau, seine zwei Kinder und seine Eltern. Der Teufel sei schuld gewesen, sagte er.

Es geht bei Menschen wie Romand nicht darum, wie ausweglos ihre Lage objektiv ist. Ein Gespräch, ein Geständnis, und sie kämen da wieder heraus.

Es geht darum, wie sie ihre Lage empfinden. Ihre Blamage. Es geht darum, dass sie Lüge vor Lüge stellen, um die vorherige Lüge zu verbergen; darum, dass sie irgendwann glauben, wenn sie jetzt noch alles zugeben würden, würde die ganze Welt über sie lachen.

Robert Steinhäuser wurden Ende 2001 zwei Gymnasien genannt, auf denen er doch noch ins Leben hätte finden können. Beim ersten erkundigte er sich, aber dort bieten sie nur Kurse an, die er nicht belegen wollte; beim zweiten meldete er sich nie. Hätte er mit Lehrer Koch gesprochen, hätte der ihn auf die Gleise in Richtung Realschulabschluss setzen können; hätte er seinen Eltern gesagt, was los war, hätten die ihm eine Lehrstelle besorgt.

Torte zum 18. Geburtstag: *Alltag mit Kaffee und Kuchen*

Jugendzimmer von Robert mit Computeranlage (1996): *Blick in eine bizarre Welt*

Aber er log.

Es begann damit, dass er am ersten Tag nach dem Rauswurf seinen Rucksack nahm und sagte, er gehe jetzt in die Schule. Ins Gutenberg-Gymnasium natürlich.

Es ging damit weiter, dass er seinen Freunden vom Gutenberg-Gymnasium sagte, er habe die Schule gewechselt.

Wo aber trieb er sich herum in all den Monaten? Morgen für Morgen nahm er seinen Rucksack – und dann? Es gibt Zeugen dafür, dass er seit Februar ins Café Marathon zog, dorthin, wo keiner einen wie ihn vermuten würde.

Pünktlich um halb zehn, sobald geöffnet war, sei er hier oben erschienen, auf der zweiten Ebene des Einkaufszentrums Breuninger, immer allein. Er habe sich immer auf denselben Platz am zweitletzten Tisch gesetzt, wo man nicht gesehen wird und den besten Blick hat auf die Erfurter Altstadt. Die Menschen in der Fußgängerzone sind von hier klein wie Puppen.

Es ist wie auf einer Kommandobrücke. Die runde Glasfront zieht sich bis auf den Boden. Morgens kommen nur wenige Gäste. Ein paar Rentner sitzen vor ihren Kaffeetassen. Teller klappern, die Kasse schnurrt, und über dem Tresen verströmen Monitore den Singsang eines Nachrichtensenders. Wer zu viel Zeit hat, kann sie hier gut vergessen.

Robert Steinhäuser trank Milchkaffee oder Cappuccino, manchmal auch Eiskaffee. Die Kellnerinnen des Marathon erinnern sich daran, dass der Junge immer las oder irgendetwas schrieb. Sie wissen nicht mehr, ob es Bücher waren, die er dabei hatte, oder Zeitungen. Gegen Mittag sei er aufgestanden, habe gezahlt und sei gegangen, das letzte Mal am Mittwoch, zwei Tage vor seinem Rachefeldzug.

Und daheim verstrickte er sich in immer wildere Lügen. Den Eltern legte er im Dezember 2001 ein Zwischenzeugnis vor, zwei Monate ging er da schon nicht mehr auf die Schule. „Es war für uns eine Freude. Es war für seine Verhältnisse gut“, sagt die Mutter.

„Gefälscht“, sagt der Vater.

Sie waren erleichtert. Robert ließ sich jeden Morgen von seinen Eltern wecken, um Viertel vor acht. Heute kommt es denen natürlich merkwürdig vor, dass er so oft sagte, er müsse erst zur zweiten Stunde erscheinen. Er trank Kaffee, steckte das Schulbrot ein und ging. Ins Café.

„Für mich war mein Sohn am 26. April in der Abiturprüfung“, sagt der Vater.

Und dann war es zu Ende. Der 26. April war der Tag der letzten Klausur, und bald wäre er aufgeflogen. Durch die Lokalzeitung, die Jahr für Jahr die Abiturienten meldet. Oder durch Freunde, die vom Abi erzählt hätten. Es lässt sich nicht sagen, wie es herausgekommen wäre, aber es wäre herausgekommen, irgendwie.

DER AUSWEG

Jürgen Gautzsch, 52, Mitglied des Schützenvereins „Domblick e. V.“, tat Dienst an der Rekrutierungsfront. Der Freizeitpädagoge, der damals als ABM-Kraft beim Erfurter Schulverwaltungsamt angestellt war, sollte Kinder und Jugendliche für den Schießsport begeistern und sie, wie er sagt, „zu einer sinnvollen Freizeitbeschäftigung im Verein anschubsen“. Deshalb führte Gautzsch seine Informationsveranstaltungen an Erfurter Schulen durch, mehrmals auch am Gutenberg-Gymnasium. „Das lief so ab, dass wir nach dem Sportunterricht Broschüren verteilt oder die Schüler zum Schnupperschießen eingeladen haben“, sagt Gautzsch, „aber nur mit Luftgewehren, unter fachkundiger Betreuung.“

Die Eltern informieren

„Volljährige Schüler können ihren Lehrern untersagen, den Eltern Auskunft über ihre schulischen Leistungen zu geben. Die Eltern des Erfurter Amokläufers etwa wussten nichts von dessen Schulverweis. Wie finden Sie diese Praxis?“

Richtig, weil es sich bei 18-Jährigen schließlich um erwachsene Menschen handelt: **17 %**

Falsch, weil auch bei volljährigen Schülern die Eltern über gravierende Schulprobleme informiert sein sollten: **79 %**

NFO-Infratest-Umfrage für den SPIEGEL vom 30. April bis 2. Mai; rund 1000 Befragte; an 100 fehlende Prozent: „weiß nicht“

Robert bei einer Familienfeier: *Einer dieser pubertierenden Teenager*

„Ein- oder zweimal“ nur will Gautzsch Robert Steinhäuser gesehen haben; aber der Junge, der am Computer längst nahezu perfekt war, fühlte sich inspiriert. Bereit fürs echte Schießen.

Ehrenschütze und Ehrenmitglied im Schützenverein Domblick ist seit September 2000 Thüringens Innenminister Christian Köckert (CDU). Bis vor einem halben Jahr trainierte der Verein im Schießkeller vom „Schützenhaus-Erfurt-Kalkreiße“, einem rot-weiß gestrichenen Flachbau am Rande der Stadt, wo die Güterzüge stehen. Vier Meter unter dem Parkplatz liegen die beiden 25-Meter-Schießbahnen, mit automatischer Zuganlage. Ein Schuss 9-mm-Munition kostet hier 20 Cent. Man kann auch Kaliber .357-Magnum kaufen; aber das ist teurer, 30 Cent.

Der Vereinsvorsitzende Martin Eilers, 43, erinnert sich gern an Robert Steinhäuser. Der spätere Killer von Erfurt sei ein „ordentlicher Junge“ gewesen. Am 17. Oktober 2000, es war eine Zeit der besonders großen Sorgen in der Schule, stellte Steinhäuser den Aufnahmeantrag, den auch seine Eltern unterschrieben.

„Ich habe was gegen die Schützenvereine. Das ist so Burschenschaftsmentalität, so mittelalterlich. Aber ich hätte es ja nur um drei Monate aufhalten können, dann wäre er volljährig gewesen“, sagt der Vater.

Der Junge sei interessiert gewesen, sagt Eilers, „präzise mit der Waffe umzugehen, gut zu treffen, das hat er hier gelernt“.

Seine ersten Stunden am Schießstand verbrachte er mit einem Profi. Jürgen Birnbaum, 48, ist Sportwart im Verein und im Hauptberuf Oberkommissar im Führungsstab der Erfurter Bereitschaftspolizei. Als Schießtrainer schult er die Beamten im zielsicheren Umgang mit der Waffe, und er betreut auch die Auswahlmannschaft der thüringischen Polizei. Dass ausgerechnet dieser Mann den Massenmörder ausgebildet hat, ist eine der besonders absurden Wendungen dieser Geschichte.

Ein durchschnittlicher Schütze sei dieser Robert Steinhäuser gewesen, sagt Birnbaum, „das war kein Waffennarr“.

Eine eigene Waffe wollte Steinhäuser nach Angaben von Eilers und Birnbaum erstmals im Frühjahr 2001 besitzen, doch weil eine Waffenbesitzkarte nur ausgestellt wird, wenn der Schütze regelmäßiges Schießtraining nachweisen kann, scheiterte auch dieser Versuch im Ansatz. „Ich habe ihm erklärt, dass er in seinem Schützenbuch zu wenige Stempel für Trainingsschießen hat“, sagt Birnbaum.

Fortan wurde Robert fleißiger. Er schoss regelmäßig, bis ihm das Erfurter Ordnungsamt nach Erkenntnissen der Staatsanwaltschaft am 16. Oktober 2001 die lang ersehnte Waffenbesitzkarte ausstellte. Die Karte berechtigt zum Kauf einer 9-mm-Pistole und einer Pumpgun. Martin Eilers hat Steinhäuser in beiden Fällen den Antrag zum Eintrag einer Waffe selbst unterzeichnet. Der Jugendliche habe mit der Flinte auf Tontauben schießen wollen. Die Begründung für den Kauf eigener Waffen war simpel: Steinhäuser sei die auf den Schießständen angebotene Munition zu teuer gewesen, und deshalb wollte er diese künftig selbst kaufen.

Bevor Eilers dem späteren Killer das so genannte Bedürfnis zum Kauf einer Waffe mit Stempel und Unterschrift quittierte, habe er ein langes Gespräch mit dem Schützen geführt, sagt er. Aber er sagt auch, dass er „psychologischer Laie“ sei und „seelische Zustände nicht beurteilen“ könne.

Sehr flink, noch im Oktober 2001, erwarb der Schüler die spätere Tatwaffe, die 9-mm-Glock. Entgegen den gesetzlichen Bestimmungen ist die Pistole nicht in der Waffenbesitzkarte mit Hersteller und Fabrikationsnummer eingetragen. Innerhalb einer 14-Tage-Frist hätte dies erfolgen müssen; das war eine Ordnungswidrigkeit, die Steinhäuser ein Bußgeld eingebracht hätte, wenn sie der Erfurter Ordnungsbehörde aufgefallen wäre. Die Pumpgun hingegen wurde am 30. Oktober ordnungsgemäß vermerkt.

Eine Glock-Pistole kostet in Erfurt in Läden wie dem „Frankonia Jagd“ zwischen 717 und 948 Euro. Der Waffenhändler vermerkt den Verkauf in der Waffenbesitzkarte. Und mit der Karte kann dann Munition in jeder Menge bestellt werden, auch per Katalog.

Familie Steinhäuser, Freunde: *„Still war er – aber kein Stück aggressiv“*

Den Domblick-Schützen wurde das Training im Schützenhaus-Erfurt-Kalkreiße vor sechs Monaten zu teuer, und sie verlegten das Handfeuerwaffentraining unter anderem nach Elxleben, die B4 ein paar Kilometer hinauf Richtung Norden. Robert aber ging weiter ins Schützenhaus. Sein ehemaliger Schießwart Hans Meitz zeigte ihm, wie man den Abzug nur mit der Fingerkuppe bedient und nicht mit dem Gelenk, weil das die Waffe zur Seite ziehen kann. „Er machte gute Fortschritte. Zum Schluss hat er ziemlich gut geschossen, auf 25 Metern dicht am Schwarzen“, sagt er. Steinhäuser hatte die Registriernummer 128. Er kam erstmals im Juli 2001, zum letzten Mal am 17. Dezember. Der Computer des Schießclubs verzeichnet die Registriernummer 128 für die letzten vier Monate nicht mehr.

Zu Hause erzählte Robert wenig vom Verein. Aber er erzählte, dass die Waffen dort aufbewahrt würden. Dass Robert selbst zwei Waffen besaß, wussten seine Eltern, wie sie sagen, nicht. „Wer eine Waffe kauft, benutzt sie auch“, meint sein Vater.

Sie wussten nichts, sie bemerkten nichts.

Und der große Bruder, sein großes Vorbild? Peter Steinhäuser, der Sonnenschein der Familie, groß, dunkle Haare, der exzellente Handballtorwart? Der bemerkte nichts, weil er nicht mehr zu Hause wohnte. Robert muss sich neben Peter gefühlt haben wie das hässliche Entlein, picklig, käsig, schüchtern und klein, immer zweite Wahl. „Seine Videospiele“, sagt sein Bruder, „habe ich nicht als so abwegig empfunden. Das machen so viele.“

Es gab diese Momente, wo die Eltern ganz kurz Verdacht schöpften. Es war drei Wochen vor dem 26. April. Da sah die Mutter, dass der Schulrucksack leer war. „Gehst du etwa nicht mehr in die Schule?“, fragte sie. „Ruf doch an, natürlich gehe ich da noch hin“, sagte er. Der Anruf unterblieb.

Und dann, am 11. April, einen Tag bevor sie mit ihrem Mann in Urlaub fuhr, suchte Christel Steinhäuser eine Reisetasche und fand sie in Roberts Zimmer; voll und schwer war sie, und ein kleines Vorhängeschloss baumelte am Reißverschluss. „Willst du sie haben?“, fragte er. „Lass nur, ich nehme eine andere“, sagte sie.

Hätte sie doch nur nachgefragt. Das Schloss geöffnet. Wäre sie doch bloß schärfer und bestimmter gewesen. „Der Zufall hat uns nicht geholfen, nicht ein einziges Mal“, sagt der Vater.

DER GEHASSTE HELD

Drei Morddrohungen lagen schon im Briefkasten, als der anonyme Anrufer sagte: „Dich knallen wir auch noch ab, du Schwein.“ In der Straßenbahn wurde er angespuckt, weil er „sich im Fernsehen so ekelhaft wichtig machen“ würde. Und die Schuldirektorin Christiane Alt sagt, Rainer Heise „hätte auch ein leiserer Held sein können“.

MICHAEL DALDER / REUTERS

Ministerpräsident Vogel, Direktorin Alt*
Schweigen und Weinen

Selten wurde ein Mensch so schnell durch den Fleischwolf der Öffentlichkeit gedreht. Vom Opfer zum Helden zum Wichtigtuer – so ergeht es Rainer Heise, dem Mann, den Bundesinnenminister Otto Schily für das Bundesverdienstkreuz vorschlug, viel zu früh, nämlich als Erfurt noch im Koma lag und alles verkraftete, aber keinen Kriegsgewinnler.

Ist Heise ein närrischer Heiliger? Oder ein Aufschneider?

Rainer Heise, 60 Jahre alt, runder Kopf auf breiten Schultern, blaue Augen, kurzer weißer Bart. Er hat kräftige Hände, wandert gern, schwimmt viel, isst gern vegetarisch. „Er ist impulsiv und hat eine intensive Art zu reden“, sagt Marco Kneise, 19, einer von Heises Schülern, „aber er ist auch der Typ Lehrer, der einen nicht hängen lässt.“ Und seine Nachbarin, die ihn seit 32 Jahren kennt, sagt, er sei ein „grundanständiger Mensch“.

Aber der Held von Erfurt ist zurzeit der meistgehasste Mann der Stadt.

„Warum sich alles auf mich stürzt, warum jetzt diese Polarisierung sich an meiner Person festmacht“, sagt er, „das begreife, wer will …“ Er zuckt die Achseln. Erst der Terror des Attentats, dann das Verhör durch die Polizei, sechs Stunden lang. Dann die Vereinnahmung durch den Innenminister. Dann der Terror der Medien, die eine Schneise durch sein Leben ziehen. Pausenlos klingelt das Telefon in seiner Dachwohnung, wo er nach seiner Scheidung allein lebt; aber Heise nimmt schon lange nicht mehr ab. „Ich hatte keine Erfahrung mit Medien“, sagt er, „ich habe nie behauptet, dass ich ein Held bin.“

Der Tag, an dem Heise zum gehassten Helden wurde, begann ganz normal. Erste Stunde, 7.30 Uhr, Heise unterrichtete seinen Leistungskurs Geschichte. Heise schaute an diesem Tag ständig auf die Armbanduhr, denn die Schulklingel war wegen der Abiturprüfungen abgestellt.

Um 9.25 Uhr ging er in den Raum 108 im ersten Stock zum Kunstunterricht einer sechsten Klasse. Es war kurz nach elf, als Heise einen Knall hörte; er hatte das Unterrichtsthema ins Klassenbuch eingetragen, setzte gerade sein schwungvolles Kürzel daneben, *„hse“*, und zuckte zusammen. Blick auf die Uhr: acht Minuten nach elf.

Eines der Kinder rief Heise zu: „Oben schießt einer!“ Schon stolperten die ersten, schrien, weinten. „In dem Moment hatte ich nur einen Gedanken – die Kinder müssen raus aus dem Gebäude!“ Heise versuchte die Flucht zu organisieren. Er rief An-

* Am vergangenen Freitag in Erfurt.

weisungen, stemmte die Pendeltür auf, klemmte sie fest, griff sich die kleineren Kinder, raus hier, erst mal alle raus.

Und noch hatte er keine Ahnung, was da geschehen war.

Die Kinder standen dann draußen auf dem Hof, an der Rückfront des Gebäudes. Gegenüber liegt die Turnhalle, rechts der Lehrerparkplatz. Heise sah seine Kollegin Martina Holland. „Lauft alle zu Frau Holland“, rief Heise den Schülern zu, er schob und schleuste die Zögernden in die richtige Richtung.

Da trat eine schwarze Gestalt hinter Heise aus der Tür.

Der Maskierte ging um Heise herum, „er machte einen regelrechten Bogen um mich, keine Ahnung, warum“. Der Maskierte hatte eine Waffe, gab einen Schuss ab in Richtung Rondell, wo die Kinder schon über den Zaun kletterten. Dann hörte Heise ein Klicken. Dann sagte der Maskierte: „Die krieg ich auch noch.“ Und griff in die Tasche.

„Ich sah“, sagt Heise, „wie der Maskierte etwas Messingfarbenes aus seiner Tasche zog und an seiner Waffe hantierte und zum Parkplatz ging.“

Die Stimme kannte er, aber woher? Und dann machte Heise kehrt, rannte die Treppen hoch in den ersten Stock, und egal was später passierte: Neun von zehn Menschen wären vermutlich draußen geblieben; Heise handelte wie ein Feuerwehrmann, der seinen Fluchtinstinkt unterdrückt und in ein brennendes Haus stürmt. „Ich habe agiert wie ferngelenkt“, sagt er.

Es war totenstill dort oben, buchstäblich. Heise ging den Gang entlang bis zum Materialraum, wohin sich die Lehrer in ihren kurzen Pausen zurückziehen. Heise drückte die Klinke, verschlossen, er schloss auf, er zog die Tür hinter sich zu.

Dann hörte er Schritte. Ein Schlurfen. „Als ob ein Kind seinen Ranzen hinter sich herschleift.“

Er öffnete die Tür einen Spalt weit, spähte hinaus. Sah den schwarz gekleideten Maskierten, wie der den Gang entlang kam, mit schweren, müden Schritten. Sah, dass der Maskierte ihn sah.

GAME OVER

Nun hätte Heise die Tür zuwerfen können, abschließen, sich verrammeln. Er tat es nicht. „Es schien mir das Falsche“, sagt er, „ich kann’s nicht erklären.“ Stattdessen trat er hinaus auf den Gang und wartete, bis der Maskierte vor ihm stand. Dann zerrte sich der Fremde die Maske vom Kopf, und Heise erkannte das Gesicht seines früheren Schülers Robert Steinhäuser. Schweißüberströmt und bleich.

„Robert, du?“, sagte Heise. Steinhäuser verzog den Mund zu einem schiefen Grinsen. Noch hielt er die Pistole in der Hand. Aber Heise fragte: „Hast du geschossen, was denkst du dir eigentlich dabei?“

Robert Steinhäuser starrte seinen ehemaligen Lehrer an, Heise sagte: „Wenn du auf mich schießen willst, dann tu’s, aber du musst mir in die Augen sehen dabei.“

Und er hatte Glück.

Denn Heise war plötzlich ein Gesicht und keine Silhouette aus einem Computerspiel. Und außerdem wiederholte sich an diesem 26. April 2002 vor dem Materialraum eine Szene, die die beiden zwei Jahre zuvor auf einer Klassenfahrt erlebt hatten. Als ob das damals eine Übung gewesen wäre.

Damals, Heise war noch Roberts Stammkurslehrer, hatte der Schüler ein paar Whisky gekippt, sich eine Havanna angesteckt und einen Stetson übergestülpt. Derart maskiert und mit Macht-Requisiten ausstaffiert, war Robert zu dem Lehrer Hans Lippe marschiert, den er nicht leiden konnte, und hatte, mit ausgestrecktem Zeigefinger, Schüsse simuliert. Damals schon war Heise dazwischengegangen, und er hatte dem Schüler Zigarre und Whiskyflasche weggenommen. Und Robert Steinhäuser hatte das seinen ersten Verweis eingebracht.

Und nun war es ein wenig wie damals. Und in dem Moment, da Heise, sogar ein wenig barsch, den Schüler zusammenstauchte, war das Schüler-Lehrer-Verhältnis von früher wieder hergestellt.

„Nee, Herr Heise“, sagte der Attentäter, „für heute ist genug.“

„Robert, darüber werden wir reden müssen“, erwiderte Heise streng – Steinhäuser stopfte brav die Maske in seine Hosentasche und legte die Pistole auf das hellgraue Holzregal, das vor dem Materialraum steht. Heise schob ihn in den Materialraum und sagte: „Deine Waffe nimmst du mit.“ Robert griff sie sich, Heise schubste den Attentäter in den Raum, schloss die Tür und verriegelte sie. Es war vorbei.

War es so?

„Es könnte so gewesen sein“, sagen Polizisten.

SPIEGEL TV

Zwölftklässler Steinhäuser (2001): *„Alles Bullshit“*

DIE EINSAMKEIT

Am Freitag vergangener Woche weint die Stadt Erfurt. 100 000 Menschen kommen zur Trauerfeier; „wir leben miteinander und kennen uns häufig nicht“, sagt Bundespräsident Johannes Rau.

Eigentlich wollten sie hingehen, um ihr Entsetzen zu zeigen, ihre Fassungslosigkeit darüber, was ihr Sohn angerichtet hat, ihr Mitgefühl. Am Donnerstagmittag war ein Vertreter der Staatskanzlei im Haus, um den Besuch zu besprechen. Aber am Donnerstagabend wurden sie wieder ausgeladen.

„Die Sicherheitslage lässt es nicht zu“, sagte der Mann am Telefon.

Günter Steinhäuser kauerte weinend auf dem Sofa. „Die wollen uns nicht, Christel. Die denken, da kommt ein Mob und lyncht uns.“ Er vergrub das Gesicht in den Händen, die unkontrolliert zitterten. Dann schüttelte der Vater den Kopf und sagte: „Die Sicherheitslage lässt es nicht zu … Jetzt macht gar nichts mehr Sinn.“

Und dann gehen sie doch hin. Sie schauen der Trauerfeier für die Opfer des 26. April von oben, hinter Fensterglas zu; ein ZDF-Kamerateam beobachtet sie.

Es ist ihre Stadt, ihr Sohn ist der 17. Tote. Aber sie gehören nicht mehr dazu.

Klaus Brinkbäumer, Dominik Cziesche, Ralf Hoppe, Felix Kurz, Cordula Meyer, Irina Repke, Sven Röbel, Alexander Smoltczyk, Andreas Wassermann, Steffen Winter